

Rede anlässlich des Gedenkens an den Novemberpogrom 1938

Foyer des Volksbank-Gebäudes, Pforzheim 10. Nov. 14

Am 6. August 1963 schrieb aus London der aus Pforzheim gebürtige Kurt Adler an den damaligen Pforzheimer Oberbürgermeister. Er hatte gehört, dass trotz allem, was sich ereignet hatte, wieder Juden in der Stadt lebten und erkundigte sich nach dem Zustand des jüdischen Friedhofs, auf dem sein Vater begraben liegt. Ferner fragte er, ob Pläne bestünden, die am 10. November 1938, heute vor 76 Jahren, zerstörte Synagoge wieder aufzubauen.

Adler war richtig informiert, es lebten zu diesem Zeitpunkt wieder Juden in seiner Geburtsstadt Pforzheim, aber erst 1971 wurde ein eigener Betsaal eingerichtet, 2006 dann eine Synagoge, aber zum Wiederaufbau der Synagoge hier in der Zerrennerstraße kam es nicht.

Kurt Adler hatte, wie es scheint, Pforzheim als Jugendlicher verlassen, man muss sagen: noch rechtzeitig verlassen können, und was er mitgenommen hatte, war das Bild von der Synagoge, das sich seiner Erinnerung vermutlich noch in unzerstörtem Zustand eingepägt hatte. Das muss ein sehr eindrückliches Bild gewesen sein, von einem das Stadtbild prägenden Bau mit einer mächtigen Kuppel mit flankierenden Türmen.

Das war typisch gerade für mittelgroße Städte.

Wie in Pforzheim so hatten sich auch in Heilbronn oder Kaiserslautern im 19. Jahrhundert die Synagogen weithin sichtbar als Zeichen der endlich erworbenen Gleichstellung viel markanter in das Stadtbild gerückt, als das in den großen Städten, mit der Konkurrenz der vielen Türme in der weiten Stadtlandschaft, der Fall sein konnte.

Spätestens seit 1933 wurden diese Bauten zu Fremdkörpern deklariert.

Was sich in Pforzheim und hunderten anderer deutscher Städte und Orte in den Tagen des 9. und 10. November zutrug, hatte sich in den Monaten zuvor schon abgezeichnet. In München wurde die Haupt-Synagoge in der Herzog Max-Straße bereits im Juni 1938 auf Geheiß Hitlers abgebrochen, in Nürnberg der Tempel am Hans Sachs-Platz dann, von Gauleiter Julius Streicher vor vielen hundert Zuschauern mit einem

Lobpreis auf das Zerstörungswerk versehen, im August des Jahres. Am 19. Oktober wurde die Dortmunder Synagoge gesprengt. Dass danach noch mehr kommen würde, lag eigentlich auf der Hand, doch im Nachhinein wollen alle überrascht gewesen sein.

Nicht im Schutz der Dunkelheit während der Nacht, sondern erst in den Morgenstunden des 10. Nov. und bis in den Mittag hinein, vor aller Augen, verübten Trupps von NSDAP- und SA-Leuten das Zerstörungswerk hier in der Zerrennerstraße, mit einer fachmännischen „kleinen Sprengung“, um nur keine Gebäude der Umgegend zu gefährden.

Thorarollen, Gebetbücher und anderes Synagogengut wurden in den Mühlkanal geworfen.

In den jüdischen Erinnerungen wird immer wieder auch das Bild des nach der Sprengung von der Kuppel abgeknickten Davidsterns hervorgehoben.

Es stand sinnbildlich für das unglaubliche Geschehen, und war deshalb erst recht schmerzlich.

In Pforzheim wurde am 10. Nov. neben der Hauptsynagoge auch das Gebäude der observanten Gemeinde Adass Jeshurun in der Rennfeldstraße zerstört.

An die 1400 Synagogen und Betsäle wurden damals reichsweit zerstört, etwa 400 Menschen ermordet oder in den Tod getrieben, 30.000 in Konzentrationslager verbracht (wovon viele an den Folgen starben), Wohnungen und Geschäfte zerstört und geplündert – und die große Mehrzahl der anderen Deutschen hat zugesehen, vielleicht auch zugegriffen, hat es jedenfalls geschehen lassen, und nur einige wenige haben eingegriffen oder das Wort ergriffen, wie der der Heidelberger Pastor Hermann Maas oder der Berliner Domprobst Bernhard Lichtenberg.

Das alles war kein fernes Geschehen, von dem nichts gewusst zu haben man später angeben konnte. Es war, inmitten der Stadt, inmitten des Gemeinwesens, die tätliche Aufkündigung jedes bürgerlichen und menschlichen Konsenses – eine brutale Trennung in die Mehrheit derer, die sich weiterhin dazugehörig fühlen durften/sollten, und die Minderheit jener, denen das Recht zum Hiersein und alsbald auch das Recht zum Dasein aufgekündigt wurde. Selbst wer als Dabeistehender Scham gefühlt haben

mag, der war vom Geschehen nicht ausgenommen, denn er stand in diesem Akt der gewaltsamen Trennung auf einer Seite.

Auch deshalb ist dieser Tag (wenn man ihn zusammen mit dem 9. Nov. sieht) in der Geschichte dieses Landes so bedeutend. „Schicksalstag“ ist ein ganz falsches, ja ein irreführendes Wort. Denn es ist ja nicht der Tag, an dem etwas geschehen ist und erlebt wurde, sondern es ist einer, an dem gemeinschaftlich gehandelt wurde, zum Guten wie zum Schlechten: am 9. Nov. 1918, am 9./10. Nov. 1938, am 9. Nov. 1989, um nur die drei signifikantesten Ereignisse zu nennen.

Oder am 9. Nov. 1939, als der Schreiner Geselle Georg Elser es ganz alleine unternahm, den Tyrannen zu töten.

Das alles ist auch heute, sechsundsiebzig Jahre danach, kein fernes Geschehen in der Vergangenheit, und das gerade auch weil unsere Gegenwart hier so anders aussieht. Dass die alte Pforzheimer Synagoge, anders als Kurt Adler es erhofft haben mag, nicht wieder aufgebaut wurde, ist ja bezeichnend. Man hat nach 1945 überhaupt nur eine der 1938 zerstörten und danach abgetragenen Synagogen wieder aufgebaut. Das war 1960 in Worms, wo man die älteste damals bekannte Synagoge der aschkenasisch-deutschen Kulturlandschaft von Grund auf originalgetreu wiedererrichtete.

An einigen anderen Orten hat man erhaltene Ruinen neu ausgestaltet, ansonsten aber allerorten neue Synagogen errichtet. Es sind auch neue, völlig andere jüdische Gemeinden, die damit entstanden sind, wie auch die Städte herum andere sind, zumindest in ihrem Erscheinungsbild.

Es ist eine andere Republik, eine, die sich in teilweise quälend langsamen Verständigungs- und Lernprozessen nach vorne begeben hat, eben auch eine, in der in Pforzheim eine Genossenschaftsbank sich der Bedeutung der Lage ihrer Verwaltungsstelle bewusst ist und selbstverständlich aktiven Anteil an der Pflege der Erinnerung an die Synagoge, die hier einst stand, und ihre Gemeinde nimmt.

Es sind die Ereignisse des Nov. 1938 auch deshalb nicht fern, ja eigentlich ganz nah, weil wir in unseren Tagen Zeugen von Ereignissen sind, in denen ganz ähnlich kollektive und radikal-dynamische Kräfte wirken. Ich denke nicht nur an den Brandanschlag auf die Synagoge in Wuppertal im Sommer dieses Jahres.

Ich denke auch an das Zerschneiden nachbarschaftlicher Strukturen im Zeichen nationalistischer Ideologie in den Städten und Dörfern im Osten der Ukraine oder die kollektive Gewalt gegen andersgläubige Muslime, Christen und Jassiden in Syrien und im Irak, ebenso gegen religiöse Minderheiten in Ägypten und Pakistan.

Das ist dann auch der Auftrag, den ein Tag des Gedenkens an die Zerstörung des Gemeinwesens am 10. Nov. 1938 uns mitgibt: dass so wie Kurt Adler damals in London Zuflucht fand, umgekehrt jene, die heute bei uns Zuflucht suchen, tatsächlich Schutz, Aufnahmebereitschaft und Perspektiven für das Weiterleben finden.

Wenn das gelingt (und ich habe mit großem Eindruck gesehen, wie aktiv Stadt und Gruppen in Pforzheim sich dieser Aufgabe stellen), dann ist zum Besten des Gemeinwesens etwas wiedergewonnen, was 1938 zerstört worden ist.

Es ist kein Ersatz, keine Wiedergutmachung, eher eine aktive Antwort, mit der aus dem Wissen um das unerreichbare Zerstückelte von gestern etwas Neues für morgen gewonnen wird.